

Einstimmung: Musik im „Tal der Stille“

FRIDO MANN

26. Juli 1998. Unter langsam ziehenden Wolken, zwischen Bäumen und stacheligem Gras auf dem Sandboden begeben sich mich zur großen abendlichen Abschlussveranstaltung des zweiten, zehntägigen Thomas-Mann-Musikfestivals. Das Konzert findet im Freien statt, am Fuß der 60 Meter hohen Parniddener Düne, ganz am Ende des Fischerdorfs Nidden (Nida) im litauischen Teil der Kurischen Nehrung. Von der Aussichtsplattform an der Spitze der Düne erstreckt sich das grandiose Panorama über das mächtigste Wanderdünenfeld Europas, das sogenannte Tal der Stille (oder Tal des Schweigens), hinweg meilenweit über Sand, Küstenwald, Ostsee und Haff. Das Licht der Abenddämmerung wirkt purpurn-grau und lässt die Konturen der dicht bewachsenen und mit einer steilen Holzterrasse versehenen Düne zunehmend verschwimmen. Scharen von Menschen strömen lautlos über die Sandpfade auf den Veranstaltungsort zu, was der abendlichen Stille etwas Feierliches gibt.

Bald erreiche ich den großen, offenen Platz. Ich fröstele; für diese Jahreszeit ist es selbst für litauische Verhältnisse sehr kalt. Am Ende des Platzes steht ein vorn geöffnetes, weißes Stoffzelt mit einer Bühne darin. Auf der Bühne sehe ich Stühle mit Notenpulten, dazu eine Schlagzeugbatterie und ein Cembalo. Vor dem Zelt sind Holzbänke aufgereiht, auf denen bereits viele in Pullover und Jacken gehüllte Besucher sitzen. Auf dem Programm steht die Aufführung von Haydns Oratorium *Die Schöpfung* mit einem

Kammerorchester und einem Chor aus Kaunas, dessen Dirigent und drei hochrangigen litauischen Solisten.

Jetzt am Abend regt sich hier kaum ein Lüftchen. Nachdem die Ton-techniker ein letztes Mal die Verstärkeranlage und die Mikrofone auf der Bühne überprüft haben, stellt sich der Chor an der Rückwand des Zeltes auf, unter einem großen Transparent mit der Aufschrift *Tomo Mamo festivalis*. Davor nehmen die Orchestermusiker ihre Plätze ein. Bald wird es still, das Publikum blickt konzentriert nach vorn. Dann betreten der Dirigent und die drei Solisten über ein paar Treppenstufen die hell erleuchtete Bühne. Der Dirigent stellt sich, die Solisten zu beiden Seiten, vor das Orchester und hebt den Taktstock. Nun erklingt das mächtige Eingangs-Unisono der *Vorstellung des Chaos* vor dem ersten Schöpfungstag. Aus dem Schalltrichter des Zeltes bahnt sich eine wie endlos vorwärtsdrangende und dissonanzreiche Chromatik ihren Weg ins Freie. Es kommt mir vor, als passe die scheinbare Ziellosigkeit mit der zunehmenden Dämmerung immer besser zu der Endlosigkeit des Himmels über uns und zu der weiten und verwunschen wirkenden Landschaft des schmalen, zwischen zwei Gewässern eingekeilten Sandstreifens der Kurischen Nehrung.

Nach der Dramatik des *Chaos* beruhigt sich alles wieder. Als der Chor nach der Ablösung der Mächte der Finsternis die Entstehung einer neuen Welt besingt, finde ich langsam aus meinem Schwebestand wieder zurück auf etwas festeren Boden. Am Ende der spannungsgeladenen, nur neun Takte umfassenden *Entstehung des Lichts* mit ihrer dichten und intensiven Steigerung vom Pianissimo bis zum strahlenden Choral im Fortissimo blicke ich unwillkürlich zum Himmel hoch. Dort blinken jetzt wie bestellt die ersten Sterne auf. Die am Ende des ersten Teils zurückgekehrte Ruhe in mir bestärkt mich in meiner Zuversicht, auf diesem malerischen, fragilen Flecken Land mein inneres Gleichgewicht wiederzugewinnen.

Im zweiten Teil des Werks folgen die drastischen und humorvollen Schilderungen der Erschaffung der Tierwelt zu Wasser und zu Lande und zuletzt die des Menschen am siebten Tag. Bei dem martialischen Dankeschor mit der großen Doppelfuge *Vollendet ist das große Werk* gleitet mein Blick wieder nach oben zum Himmel. Dort prangen jetzt dicht an dicht Tausende von hell funkelnden Sternen, zum Greifen nahe, so wie ich sie schon bei meinem ersten Besuch hier vor einem Jahr auf meinem Nachtgang im „Tal der Stille“ hinter der Dünenspitze gesehen habe und wie sie mir bisher sonst allenfalls

aus Südeuropa, Afrika oder Brasilien bekannt waren. Dieser wunderschöne geöffnete, nicht mehr abgründig gähnende, sondern bergende Himmel über der Nehrung erscheint mir jetzt wie ein riesiges Buch, welches mir die göttliche Schöpfung mindestens genauso gewaltig offenbart wie die dem freien Himmel entgegenklingende kunstvolle Vertonung des biblischen Schöpfungsberichts und einiger Psalmen durch den Musikgiganten Haydn. Der zuletzt folgende und ausschließlich im Paradies spielende dritte Teil des Werks ohne Essverbot, Erkenntnisbaum, Schlange, Sünde, Gottesurteil und Vertreibung fällt für mich gegenüber den ersten beiden Teilen deutlich ab. Die hier ausnahmslos von ewiger Harmonie und von Wundern und Heil kündenden Weisen Adams und Evas in deren Glückparadies passen nur bedingt zum hiesigen Landstrich. Sie lassen mich nicht vergessen, von welch dramatischen Wirren der Geschichte dieser Flecken Erde, zuletzt im wechselvollen 20. Jahrhundert, immer wieder heimgesucht wurde und dass sich seit der Entstehung dieses verspielt und frohsinnig von der Schöpfung erzählenden Musikwerks im vernunft- und aufklärungsbetonten 18. Jahrhundert die Zeiten überhaupt radikal geändert haben. Dies schmälert jedoch keineswegs die hervorragende Idee, als Höhepunkt und Abschluss eines großen Musikfestivals gerade dieses Werk, dazu mit exzellenter Besetzung, unter freiem Abend- und Nachthimmel aufzuführen.

Anlässlich einer Einladung des Königsberger Goethebundes zu einer Vorlesung in Königsberg im August 1929 verbrachten Thomas und Katia Mann mit ihren beiden jüngsten Kindern Elisabeth und Michael einige Ferienwochen im Kurhaus des samländischen Ostseebades Rauschen. Thomas Mann war vom mondänen Betrieb dieses Massenkurorts wenig angetan. Auf eine besondere Empfehlung des jungen österreichischen Konsuls Bernhard Koch fuhr er für die letzten Ferientage ins nicht sehr weit entfernte litauische Nidden, das bis Ende des Ersten Weltkrieges zum deutschen Memelland gehört hatte.

Der Zauber der Nehrung und ihre insulare Lage – etwa in der Mitte zwischen Berlin und Sankt Petersburg – hatten schon Forscher wie Wilhelm von Humboldt sowie die beiden ostpreußischen Schriftsteller Ludwig Passarge und Walter Heymann angezogen. Ende des 19. Jahrhunderts war Nidden ein wald- und dünenreiches Fischer- und Feriendorf gewesen, mit einigen Hotels und Wirtshäusern, einer Kirche, einem Schulhaus, einer

Arztpraxis und einer Apotheke. Das kulturelle Zentrum bildete der am idyllischen Haff gelegene Gasthof des Mäzens Hermann Blode. Hier stiegen über hundert Maler der Königsberger Akademie, aus Berlin und aus Dresden ab und bildeten eine regelrechte Künstlerkolonie, eine Art Worpsewede des Ostens. Zu ihnen gehörte Lovis Corinth, der um 1893 den heute in der Münchner Neuen Pinakothek aus-gestellten *Fischerfriedhof von Nidden* malte. Später gesellten sich die Brücke-Maler Max Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff sowie Oskar Moll und insbesondere Ernst Mollenhauer dazu, der 1920 Blodes Schwiegersohn wurde und nach dessen Tod 1934 zusammen mit seiner Frau die Leitung des Gasthofs übernahm.

Die deutschen Expressionisten faszinierten das Licht und die Farben der Umgebung, vom strahlenden Himmelsblau bis zum Haff mit seinen fast endlosen Blautönen, wie auch die reichhaltigen Motive auf der Nehrung: die Häuser mit den blau gestrichenen Giebeln und Fensterrahmen und den am First sich kreuzenden Pferdeköpfen, die Bauerngärten hinter den Staketenzäunen, die Ziehbrunnen, Fischernetze und Kurengräber, umleuchtet von einer unendlichen Blumenpracht. Nach der Tagesarbeit in ihrem Freilichtatelier versammelten sich die Maler abends gern zur Diskussion von Kunstproblemen im Schein der Petroleumlämpchen auf Blodes lang gestreckter, gedeckter Veranda mit wunderbarem Blick auf das Haff oder in einer Künstlerecke in der Gaststube des Hotels. Blode hatte extra ein Atelier eingerichtet, das er zeitweise an Pechstein oder Moll vermietete. Die Gaststube sah bald aus wie eine Galerie, da Blode eifriger Sammler war und Bilder als Bezahlung von Kost und Logis annahm. Karl Schmidt-Rottluff hat uns von seinem Schaffen in Nidden die noch vor dem Ersten Weltkrieg gemalten Bilder, beispielweise *Landschaft mit Leuchtturm*, *Three Nudes – Dune Picture from Nidden* und *Sun over Pine Forest*, hinterlassen und Max Pechstein aus den Zwanziger- und Dreißigerjahren seine *Fischerboote*, *Fischerbucht* und *Fischer III* (Aquarell und Tuschpinselzeichnung). Von Ernst Mollenhauer stammen der noch 1962 unmittelbar vor seinem Tod aus seiner Erinnerung gemalte *Hafen in Nidden* und *Haus Hermann Blode in Nidden*. Nach der Rückgliederung des Memellandes an das Deutsche Reich 1939 erklärte man Mollenhauers Werk für „entartet“ und verbot dem Künstler das Malen und Ausstellen. Mollenhauer konnte es zwar verhindern, dass sein Werk und die ganze Sammlung Hermann Blodes einem „Bildersturm“ zum Opfer fielen. Doch nach Mollenhauers Flucht in den

Westen wurde im Januar oder Februar 1945 die Sammlung einschließlich seiner eigenen Bilder von sowjetischen Truppen in einer Sauna verheizt.

Auch Thomas Mann stieg mit seiner Familie im Gasthof Blode ab. Nach nur wenigen Tagen entschlossen er und Katia sich, wahrscheinlich auch unter dem Einfluss des „Einheimischen“ Ernst Mollenhauer, ein Sommerhaus zu bauen. Nachdem sie anfangs mit einem Platz am Fuße der Hohen Dune geliebäugelt hatten, den sie die „Bucht von Portofino“ nannten, der ihnen jedoch von Mollenhauer wegen des schlechten Grundwassers und der vielen Mücken an der Stelle ausgeredet wurde, wählten sie eine auf der Gegenseite des Dorfes gelegene Anhöhe mit dem seltsamen Namen „Schwiegermutterberg“ und einem traumhaften Rundblick über das Haff aus. Das Tölzer Ferienhaus war bereits seit zwölf Jahren verkauft. Nidden lag zwar unpraktisch weit von München entfernt, mit zwei Nachtzugfahrten nach Berlin und von dort nach Königsberg, dann mit der Bahn oder dem Taxi weiter nach Cranz und schließlich per Schiff nach Nidden.

Der ausschlaggebende Punkt scheint für Thomas Mann jedoch die reizvolle Tonio-Kröger-Mischung aus nördlichem und italienischem Flair, aus deutschen und russischen Einflüssen gewesen zu sein. Die gottvolle Ruhe und scheinbare Grenzenlosigkeit machten dieses vieldeutige Niemandsland mit doppeltem Ufer, trotz der unmittelbaren Nähe zur deutschen Grenze, wahrscheinlich auch zu einem Refugium, vielleicht sogar einer Art Vor-Exil aus der politisch sich rapide verdüsternden, bereits verfallenden deutschen Republik. Der Flecken war zudem weit genug entfernt von Hiddensee, wo der Rivale Gerhart Hauptmann thronte. Eine weitere Rolle dürfte der günstige Kaufpreis in litauischer Währung gespielt haben.

Ein Haus auf einer Anhöhe über dem Wasser zu bauen, scheint die Wahl aller nachfolgenden Domizile des Schriftstellers bis zu seinem Lebensende beeinflusst zu haben. Ob Küsnacht, Pacific Palisades, Erlenbach oder Kilchberg, immer dominierte der Blick hinab auf den See oder das Meer. Selbst das über dem Starnberger See gelegene „Villino“, in das sich der Schriftsteller in den frühen Zwanzigerjahren von München aus gern zum ungestörten Arbeiten zurückzog (sein „Feldafinger Mauselloch“, wie er es nannte), dürfte damals freie Aussicht auf den See gehabt haben. Interessant ist – was Thomas Mann nicht wusste -, dass auch das Elternhaus seiner Mutter in Brasilien direkt über der Atlantikküste lag, mit idyllischem Blick auf die inselreiche tropische Bucht von Paraty.

Über 70 Jahre später erinnerte sich Thomas Manns jüngste Tochter Elisabeth: „Schon der erste Besuch in dem so naturnahen Dorf, wo es keine Autos gab und man mit einem Pferdewagen im Hafen abgeholt wurde, und wo es keine Elektrizität gab — das erste Niddener Elektrizitätswerk wurde gleichzeitig mit unserem Haus erbaut! — und man gemütlich, im Schein des Öllämpchens auf der mit Glasfenstern versehenen Terrasse von Blodes Hotel, das Nachtessen einnahm, war bezaubernd...Die Spaziergänge an dem schönen, wilden Strand; die Ausflüge in die großen Wanderdünen und das Elchrevier, der erste „Italienblick“ vom Schwiegermutter-Hügel, wo das folgende Jahr unser Haus stehen sollte, sind unvergeßlich, und daraus mag sich erklären, daß die schnelle Entscheidung unserer Eltern, eben dort ein Haus zu bauen, uns Kinder mit Begeisterung erfüllte.“

Wenige Monate nach dem Entschluss, ein eigenes Sommerhaus zu bauen, konnte Ernst Mollenhauer Thomas Mann brieflich mitteilen, dass die Verhandlung mit der Forstverwaltung über eine Verpachtung des betreffenden Grundstücks für 99 Jahre erfolgreich verlaufen sei, und sogleich wurde der Architekt Herbert Reissmann aus Memel mit dem Entwurf von Haus und Möbeln beauftragt. Am 16. Juli 1930 konnte die Familie in das ländlich einfache, aber nach den örtlichen Maßstäben doch sehr komfortable Haus einziehen – mit soliden Möbeln, Kamin, Grammofon, Radio und später auch Telefon. Zusammen mit Katia und Thomas trafen die zwanzigjährige Monika, die beiden elf- und zwölfjährigen Kinder Michael und Elisabeth sowie eine Köchin mit ihrem Sohn ein. Die Ankunft des nur Monate vorher mit dem Nobelpreis Geehrten muss Berichten von Katia und Thomas zufolge einen wahren Volksauflauf bereits am Landungssteg von Nidden verursacht haben. Auch während der Fahrt in Blodes bereitgestellter Kutsche in das neue, fertig eingerichtete Heim – dem die Einheimischen bald den Spitznamen „Onkel Toms Hütte“ gaben – jubelte die am Straßenrand versammelte Dorfbevölkerung dem Ankommenden wie einem Monarchen zu.

Für die drei Aufenthalte der Familie in den Sommermonaten zwischen 1930 und 1932 fehlen die Tagebücher Thomas Manns, die er 1945 im amerikanischen Exil verbrannt hat. Doch sind viele Berichte, auch von ihm selbst, von Thomas Sprecher in „*Alles ist weglos*“. *Thomas Mann in Nidden*, einem Sonderheft der *Marbacher Magazine*, zusammengestellt worden. Darin erfahren wir, dass die Aufenthalte in Nidden für Thomas Mann keine Ferien waren; auch dort ging er seinem disziplinierten, ganz auf Arbeit

ausgerichteten Tagesablauf fast unverändert nach. Darauf hatte die Familie strenge Rücksicht zu nehmen. Er durfte nicht gestört werden, weder bei der Arbeit noch beim Nachmittagsschlaf. Nach dem Frühstück mit kurzem Waldspaziergang davor schrieb er mit dem Blick von seiner Mansarde aufs Haff einige Stunden vor allem an den *Josephs*-Geschichten. Mit ähnlicher Pünktlichkeit wie Immanuel Kant bei seinen Tagesverrichtungen in Königsberg folgte er zwischen elf und zwölf Uhr seiner Familie ans Meer, wo er im Strandkorb weiterarbeitete. „Der Strand empfiehlt sich nicht durch Komfort. Nur wir haben einen Strandkorb, alle anderen Gäste bauen sich Sandburgen“, sagte er in dem Vortrag „Mein Sommerhaus“, den er 1931 vor dem Rotary Club München hielt. Nachmittags las er oder schrieb Briefe, von Hand oder indem er sie Katia diktierte, die sie abends auf der Schreibmaschine ins Reine tippte.

Am Nachmittag kam auch oft Besuch: Journalisten, einige von weit her. Einmal erschien eine Schülergruppe aus der kleinen Stadt Švėkšna. Litauische Verehrer brachten dem Schriftsteller ein Ständchen. Des Öfteren fanden sich die beiden Fotografen Isenfels und Krauskopf ein und knipsten Bilder, die von der Familie teilweise als Ansichtskarten verwendet wurden: die Familie im oder vor dem Haus, auf der Terrasse oder in der Kutsche, der Hausherr mit Kapitänsjackett und -mütze oder mit Bademantel und Zigarette am Strand. Einheimische Kinder boten im Haus Waldbeeren zum Verkauf an. Abends wurde wie zu Hause Musik gehört. Im Ort war Thomas Mann nicht viel zu sehen. Katia kaufte dort ein. Sie berichtete, dass ihr Mann bis zum Schluss die litauische Währung nicht kannte.

Ein Abendessen im Restaurant *Seklyčia* („Saatkammer“), einem kleinen Holzhaus mit Blick auf die Parnidener Düne während der Brasilianischen Kulturtag 1998. Die Besitzerin des am Haff gelegenen rustikalen Etablissements, die derzeit auch die stellvertretende Bürgermeisterin der Nehrung ist, hat den brasilianischen Gästen für sämtliche Abende einen Freitisch gewahrt, unter der Bedingung mindestens einer künstlerischen Sonderdarbietung im Restaurant. Heute ist einer der letzten Abende. Bisher haben die Geladenen ihre Extrashow immer wieder aufgeschoben. Das liegt nicht nur daran, dass sie etwas ratlos und vielleicht auch unwillig sind, zu entscheiden, wie und wann sie sie ableisten wollen. Sie artikulieren auch jeden Abend ziemlich unverhohlen ihre Unzufriedenheit mit den

auffallend kleinen Portionen der recht eintönigen und wenig schmackhaft zubereiteten Standardgerichte für alle.

Heute scheint der Tiefpunkt der Essensqualität erreicht zu sein. Auf dem kollektiven Speisezettel stehen die sogenannten *Zeppelininas*, ein litauisches Nationalgericht, inzwischen auch gern als touristisches Fast Food serviert. Es sind mit Speck gefüllte Kartoffelklöße in einer Soße aus ausgelassenem Fett, Grieben und ein paar Zwiebeln. Obwohl alle am Tisch von den letzten Abendmahlzeiten offensichtlich nicht satt geworden sind, blicken sie nach dem Auftragen der Speise etwas angewidert auf die weißlichen, länglichen Fettklöße auf ihrem Teller, stochern darin herum und lassen sie dann stehen.

„Ich verstehe überhaupt nicht, warum die Leute hier so arm sind, dass sie so wenig zu essen haben, wenn doch ihre Häuser alle derart fest gebaut sind und ihre Autos und Supermärkte so elegant und reich wirken“, äußert irgendwann der Holzschnittkünstler aus Fortaleza. Ich versuche ihm zu erklären, dass in den etwas ärmeren nordosteuropäischen Ländern besonders für den Winter gut gerüstete Häuser wichtiger seien als das Essen, vor allem im Vergleich zum Nahrungsüberfluss in Brasilien, der sich in den meist riesigen Portionen in den dortigen Restaurants bemerkbar macht.

Ungeachtet der fortgesetzten Enttäuschung über das Essen wird auch heute wieder viel gelacht und gealbert, und gelegentlich fällt auch ein dezentere Witz über die hiesige Bewirtung. Als Titane plötzlich aufsteht und mit theatralischer Gestik ein paar Takte eines ihrer Songs über den Tisch schmettert, ist mir – und vielleicht auch dem Restaurantpersonal – nicht ganz klar, ob dies vielleicht ein angedeuteter erster Anlauf für die vereinbarten Extradarbietungen sein soll.

Irgendwann kommt die Kellnerin, um den Tisch abzuräumen. Erstaunt blickt sie auf die kaum angerührten Speisen und trägt dann die Teller mit sichtlich befremdeter Miene weg. Ich muss daran denken, wie beim heutigen Hotelfrühstücksbuffet ein Brasilianer etwas skeptisch auf die Quarkschnitte mit Gelatinestückchen auf dem Teller des Schriftstellers João Silvério Trevisan zeigte und sich bei ihm nach deren Essbarkeit erkundigte.

„Ach, man stirbt nicht davon“, war João Silvérios lakonische Antwort.

Den Höhepunkt und Abschluss dieses außerordentlichen Festivals in Niddener bildet eine erneute Musikshow der Gruppe um Titane, diesmal im

Thomas-Mann-Haus. Die räumlichen Verhältnisse sind nicht vergleichbar mit der Bühne des Kulturzentrums unten im Ort. Aber die Präsenz der *música popular brasileira* gerade hier ist ein besonderes Ereignis, nicht nur für das Publikum, sondern auch für das Ensemble. Die Vorführung findet statt auf der zur Terrasse hin geöffneten, kleinen Veranda, welche durch den an die Rückwand geschobenen Konzertflügel zusätzlich beengt wird.

Das Publikum auf der voll besetzten Terrasse draußen und im auf der anderen Seite an die Veranda angrenzenden Raum wartet gespannt auf den Auftritt der brasilianischen Gäste. An den Wänden überall im Haus sind immer noch die Aquarelle aus Paraty zu sehen, und über den Köpfen des Publikums im alten Wohn- und Esszimmer hängt nach wie vor die „Literatur an der Schnur“. Titane und ihr Team haben noch am Nachmittag im selben Raum zwischen dem an einer Staffelei angebrachten, fast lebensgroßen Foto von Thomas Mann, das ihn hier im Haus zeigt, und der ehemaligen Durchreiche zur Küche geprobt.

Dann beginnt die Aufführung. Das Programm ist gegenüber dem im Niddener Theaterhaus und dem im Kulturzentrum des Nachbarorts Juodkrante in den vergangenen Tagen etwas abgewandelt. Der Schwerpunkt liegt diesmal auf dem *Choro* oder *Chorinho*, einem im späten 19. Jahrhundert in Rio de Janeiro entstandenen Musikstil, einer sambaähnlichen Fusion aus Polka, Walzer und der afrikanischen Musik eingeschleppter Sklaven. Titane und ihre Gruppe ziehen damit, wie ich von der Terrasse aus rasch spüre, im Nu das Publikum in ihren Bann. Dieses besteht, für mich überraschend, mehrheitlich aus Litauern. Von den deutschen Heimwehtouristen, die noch während des vorangegangenen Thomas-Mann-Festivals überaus präsent waren, scheinen nur wenige Interesse an brasilianischer Volksmusik zu haben. Unter den Litauern sind viele junge Zuhörer, auch Mütter mit kleinen Kindern im Arm. Mit leuchtenden Augen verfolgen sie Titanes heute besonders ausgelassenen und musikalisch farbigen Auftritt, ihre leidenschaftlichen Tänze um den Flügel an der Wand, unterstützt vom Spiel ihrer mit rasanter Fingertechnik arbeitenden Begleiter. Das besondere, familiär intime Ambiente hier scheint auch die Musiker stärker zu beleben und anzuspornen, als in den bisherigen Darbietungen auf der Nehrung. Zu der geradezu magischen Stimmung trägt das intensive Licht der Abenddämmerung über dem Haff bei, und besonders nach Westen hin das Leuchten des Himmels zwischen den dunklen Bäumen. Auf dem

sanft abfallenden Hang unterhalb der Terrassenmauer flackern Dutzende gleichmäßig auf der Grasfläche verteilte Windlichter.

Inzwischen haben sich die Zuhörer im Haus von ihren Plätzen erhoben und scharen sich dicht gedrängt möglichst nahe an der Veranda zusammen, während vor ihnen eine Reihe von Kindern im Schneidersitz fasziniert zu den fremdartigen Musikern hochblickt.

Als ich schließlich nach Anbruch der Nacht aus der Dunkelheit heraus das fröhlich bewegte, exotische Treiben auf der hell erleuchteten Veranda betrachte, kommt es mir so vor, als sei schon den ganzen Abend lang, ja seit Tagen, das Thomas-Mann-Haus in eine neue, kräftige Farbe getaucht und als finde jetzt, sehr verspätet, ein Besuch der brasilianischen Mutter bei ihrem deutschen Sohn in dessen litauischem Sommerhaus statt.

Grell scheint die Julisonne herunter auf die Terrasse vor dem Thomas-Mann-Haus, man versteckt sich hinter schützenden dunklen Brillen. An gedeckten Tischen mit Kaffee und Kuchen wartet eine handverlesene Gruppe auf den Besuch von Klaus Kinkel und den drei Außenministern von Litauen, Lettland und Estland. Der deutsche Außenminister hat wenige Stunden zuvor, am Mittag des 16. Juli 1998, das zweite Thomas-Mann-Festival vor dem Niddener Rathaus eröffnet. Im Anschluss haben sich die „Großen Vier“ zu einem ersten Konsultationsgespräch getroffen, um über die Befreiung von der Visumpflicht zwischen Deutschland und den drei baltischen Ländern zu verhandeln, ein erstes Vorgespräch über den Beitritt des Baltikums zur Europäischen Union zu führen und dann regelmäßige weitere Konsultationstreffen, als Nächstes in Deutschland, sowie NATO-Seeübungen in der Ostsee zu vereinbaren.

Als die stark wärmende Sonne sich neigt, erscheint endlich der erwartete Kleinbus auf der Zufahrt zum Haus und bleibt auf dem Platz vor dem Grundstück stehen. Die Außenminister, alle vier imposante Erscheinungen, steigen aus und bewegen sich dann wie eine Phalanx auf das Haus zu, wo sie sofort von Frau Jonušiene und ihren Mitarbeitern in Empfang genommen und zu den Terrassentischen geführt werden.

Man hat mich an dem Tisch platziert, an dem auch Außenminister Kinkel sitzt. Ich spreche diesen bald auf seine Eröffnungsrede auf dem Balkon des Rathauses an, in der er gesagt hat, er habe seinen Deutsch-Abituraufsatz über Thomas Mann geschrieben. Daraufhin erzählt er ein

bisschen von seiner Zeit als Schüler in seiner schwäbischen Geburtsstadt Hechingen. Er sagt, sein Vater sei mit dem Arzt und Schriftsteller Friedrich Wolf, dem Vater des DDR-Chefspions Markus Wolf, befreundet gewesen. Dann erinnert er sich, wie er als kleiner Junge während der letzten Kriegswochen den Wissenschaftlern von Laue, Heisenberg und Hahn regelmäßig Essensmarken in ihren Uranforschungs-Reaktorkeller im benachbarten Haigerloch habe bringen müssen. Er erwähnt dabei die weit fortgeschrittene Bechterew-Erkrankung des damals etwa siebzigjährigen Max von Laue. Dann erhebt er sich und macht lachend den Betroffenen in grotesk fast bis zum Boden gebücktem Gang nach. Nachdem er sich wieder hingesetzt hat, ruft er irgendwann völlig unvermittelt und mindestens zwei Mai, peinlich laut und mit einer großgrundbesitzerartig ausladenden Geste, hin zu den anderen Tischen und über die Terrassenmauer hinweg zu seinen Bodyguards auf der Wiese: „Schauen Sie mal her. Ich habe hier den Enkel von Thomas Mann neben mir sitzen“. Am liebsten möchte ich im Erdboden versinken. Wie um mich selber zu beschwichtigen, oder vielleicht auch, um ihm eins auszuwischen, denke ich daran, dass in nur zwei Monaten in Deutschland Bundestagswahlen stattfinden und inzwischen alles auf einen überfälligen Machtwechsel hindeutet. Bevor die Sonne hinter den hohen Kiefern zum Wald hin verschwindet, wird noch rasch unten auf der Wiese ein Gruppenfoto mit den vier Ministern gemacht. Dann steigen sie alle wieder in den Kleinbus und machen sich auf den Weg.

Berlin, 15. Juli 1930. Thomas und Katia Mann und ihre drei jüngsten Kinder nehmen zusammen mit einer Köchin und deren Sohn den Nachtzug nach Königsberg, Sie sind auf dem Weg nach Nidden, wo sie morgen das neu gebaute Sommerhaus beziehen wollen. Die Reise geht durch den seit 1920 infolge des Versailler Vertrags vom Deutschen Reich abgetrennten Polnischen Korridor, durch ehemals westpreußisches Gebiet. Obwohl sich die Familie noch aus dem vergangenen Sommer an die mit der Korridor-durchfahrt verbundenen zeitlichen und psychischen Belastungen erinnert, haben sie, im Gegensatz zu vielen anderen Reisenden, auf die Ausweichstrecke per Schiff von Swinemünde nach Pillau verzichtet. Der Zug ist entsprechend leer. Zu später nächtlicher Stunde erreicht er den deutschen Grenzbahnhof Konitz. Der dortige Halt ist sehr lang, weil für die Fahrt durch den Korridor die deutsche Lokomotive durch eine polnische und

das deutsche Zugpersonal durch polnisches Personal ersetzt werden müssen. Dann wird der Zug verplombt. Während der folgenden, mindestens 30 Kilometer langen Fahrt durch den Polnischen Korridor darf das Fenster nicht geöffnet werden, was bei der hochsommerlich stickigen Luft sehr beschwerlich ist. Hinzu kommt, dass am Grenzbahnhof polnische Soldaten mit geschultertem Gewehr auf das Trittbrett aufgesprungen sind und sich während der ganzen Fahrt bis zum nächsten Grenzbahnhof draußen vor den Abteifenstern festhalten. Dies hat zur Folge, dass die meisten Reisenden erbittert die Vorhänge zureißen. An der nächsten Grenze in Marienburg wird der Zug entplombt, wieder mit einer deutschen Lokomotive und deutschem Personal versehen, und die Vorhänge und Fenster werden wieder geöffnet. Nach erneutem zermürend langem Aufenthalt in Marienburg geht die Fahrt zur Erleichterung der Erwachsenen und der unruhig schlafenden Kinder endlich, noch mehrere Stunden lang wieder durch deutsches Gebiet, weiter nach Königsberg.

Bernau bei Berlin, Anfang Oktober 1998. Ich bin mit der S-Bahn von Berlin-Zoologischer Garten zum hiesigen Umsteigebahnhof gefahren, um mit dem um 23 Uhr aus Berlin-Lichtenberg hier eintreffenden Nachtzug meine Reise nach Kaliningrad fortzusetzen. Schon beim Aussteigen in Bernau ist mir unheimlich zumute. Obwohl der Bahnhof kaum 20 Kilometer nordöstlich von Berlin-Mitte liegt, glaube ich mich bereits irgendwo weit weg in Osteuropa zu befinden. Der Bahnhof ist, mit Ausnahme der Unterführung, unbeleuchtet und baulich in einem desolaten Zustand. Ein penetranter Nieselregen durchtränkt die Nacht wie einen schweren, kalten Schwamm. Auf dem Bahnsteig befinden sich nur Polnisch oder Russisch sprechende Reisende, darunter einige korpulente und schlecht gekleidete, laut schwatzende und lachende Frauen mit vollen Markttaschen und ziemlich dubios und heruntergekommen aussehende Männer, deren bohrend neugierige und ängstlich misstrauische Blicke mich vermuten lassen, dass es sich um Schmuggler handelt.

Die nächste Irritation bereitet mir die Auskunft auf einem Schild über dem Bahnsteig, dass der bald eintreffende Nachtzug nicht Kaliningrad, sondern das polnische Gdynia zum Ziel hat. Wird der Nachtzug dort enden? Erschrocken eile ich zum nächsten, in einer Vitrine aushangenden Abfahrtsplan der Deutschen Bahn. Auch hier wieder: Gdynia. Auf dem

Wagenstandsanzeiger mit den grün aufgemalten, nummerierten Waggons entdecke ich zu meiner Erleichterung einen besonders ausgezeichneten Schlafwagen, unter dem in winzigen roten Lettern „Kaliningrad“ geschrieben steht, allerdings mit einer zusätzlichen Ziffer versehen, mit der nebenstehenden Legende: „Nur im Sommer-nicht täglich“. Ich bekomme es jetzt richtig mit der Angst zu tun. Also wird meine Reise wirklich um fünf oder sechs Uhr früh in Gdynia auf einem Abstellgleis enden? Und wie komme ich dann weiter nach Kaliningrad? Ich renne mit meinem Gepäck durch die Unterführung, in der schwindenden Hoffnung, irgendwo noch einen offenen Auskunftsschalter zu finden. Dort unten gibt es in der Tat nur dunkle Fenster, verschlossene Türen und Plakate an den ab-blätternden kalkweißen Wänden, die Urlaube in der Sonne an-preisen. Ich flüchte wieder ins Freie in den dunklen Nieselregen, diesmal auf den weiten Platz vor dem Bahnhof. Die Straßen sind menschenleer. Nur einige Fenster der umliegenden Plattenbauten sind schwach, teils bläulich, teils rötlich, beleuchtet. Ich kehre rasch um. Bis zum Eintreffen des Zuges, mit oder ohne Schlafwagen nach Kaliningrad, sind es noch quälende zwanzig Minuten.

Langsam füllt sich der Bahnsteig. Ein paar von den finsternen Männern und den schwatzenden Frauen, die zwischendurch verschwunden waren, sind plötzlich wieder da. Endlich taucht der Zug aus dem dunklen Nebel auf, fährt zischend auf dem Bahnsteig ein und kommt schließlich dampfend und laut kreischend zum Stehen. Da sich, anders als auf dem Wagenstandsanzeiger, am Zuanfang kein Schlafwagen befindet, renne ich panikartig mit dem Gepäck die ganze Zugreihe entlang an das andere Ende. Endlich. Ein Schlafwagen. Neben der inzwischen geöffneten Wagentür hängt schief ein Schild mit der befreienden Aufschrift „Kaliningrad“. Ich gebe sofort dem neben der Tür stehenden Schaffner meine Schlafwagenkarte ab und besteige dann den Zug. Wegen der starken Beleuchtung im Inneren des Waggons kommt dessen heruntergekommener Zustand sehr zur Geltung: die fleckigen Plüschteppiche, die zerkratzten Abteiltüren und die schmuddelig zerknitterte Uniform des Schlafwagen-schaffners. Dieser spricht mich laut und grob auf Polnisch an und führt mich in mein Abteil. Dort sitzt bereits ein Herr mit rundem Gesicht, dünnem blondem Haar und Nickelbrille, der mich höflich begrüßt und gepflegt und intelligent wirkt. Er spricht tadellos Deutsch, wenngleich mit starkem slawischem Akzent. Er fragt mich, ob ich lieber den unteren oder den oberen Liegeplatz haben

mochte. Ich entscheide mich für den oberen, weil ich mich dort geschützter glaube. Da das Abteil so eng ist, dass man sich, besonders mit dem abgestellten Gepäck und dem aufgeklappten Waschtisch, nur knapp umdrehen kann, müssen wir eine Zubettgeh- und Aufstehreihenfolge vereinbaren. Da mein Abteilgenosse bereits in Gdansk aussteigt, wird er vor mir aufstehen und daher auch als Erster zu Bett gehen, während ich draußen im Korridor warte.

Etwa eine Stunde nachdem ich über die Aluminiumleiter auf meine Schlafstelle hochgeturnt bin, liege ich noch wach, als der Zug zum ersten Mai halt. Dann klopft es an der Abteiltür. Es ist die Zoll- und Passkontrolle an der deutsch-polnischen Grenze. Bald setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Ich versuche die ganze Nacht vergeblich zu schlafen. Im Morgengrauen erhebt sich mein Abteilgenosse von seinem Bett, wäscht sich, kleidet sich an und verlässt das Abteil, lässt jedoch sein Gepäck noch innen neben der Tür stehen. Ich begeben mich ebenfalls hinunter, öffne den Vorhang und blicke auf weites, kaum besiedeltes hügeliges Land unter grauen, schweren Wolken, mit meist schadhafte Gebäuden, schiefen und brüchigen Holzzäunen, grasenden Kühen und Schafen auf Weideflächen und Scharen herrenloser Gänse. Nach dem Waschen und Ankleiden verzehre ich ein irgendwo unter dem Waschtisch auffindbares und in Zellophan verpacktes, watteweiches Marmeladen-Croissant und verlasse dann das Abteil, um mir beim Schlafwagenschaffner einen Gratisbecher Kaffee zu holen.

Beim Hinausgehen erblicke ich am Korridorfenster meinen Abteilmachbarn, der mir freundlich zunickt. Wenig später treffen wir in Gdansk, seinem Reiseziel, ein. Sein Gepäck in der Hand, verabschiedet er sich von mir mit einem spitzbübischen Lächeln: „Viel Vergnügen in Keenigsberg“.

Bei goldenem Oktoberwetter besteige ich wenige Tage später an der Anlegestelle der Hafeneinfahrt von Klaipėda die große Fähre nach Sassnitz auf der Insel Rügen. Die Reise voller extrem unterschiedlicher Eindrücke, von Berlin nach Kaliningrad Stadt und Umgebung, von dort weiter über das Samland erst auf die russische Seite der Nehrung und dann nach Nidden, war ein Wechselbad der Gefühle – zwischen Armut und Wohlstand, Hoffnungslosigkeit und Zuversicht, zerstörter Zivilisation und Naturschönheit. Jetzt folgt ihr letzter Abschnitt. Es soll eine entspannte, das litauische, russische und polnische Festland in weitem Bogen umgehende etwa 18-stündige Fahrt auf dem Meer werden.

Schon beim Einsteigen merke ich, dass die im Sommer immer voll besetzte Fähre zur jetzigen Jahreszeit fast leer ist. Auf dem Autodeck sind nur wenige große Lastwagen geparkt. Bald nachdem ich meine Kabine bezogen habe, legt die Fähre ab. Ich verfolge vom sonnenbeschienenen Deck aus die Fahrt durch die lange Hafeneinfahrt in die offene Ostsee bis zum Verschwinden des Ufers und blicke dann in die Weite des heute fast unbewegten und unter dem wolkenlosen Himmel beruhigend tiefblauen Meeres. Fast allein, setze ich mich mit einem Buch und Schreibzeug auf das von der Sonne gewärmte Deck und arbeite fast bis zur Dämmerung. Dann gehe ich unter Deck zur Essensausgabe. Dort stehen nur ganz wenige Lastwagenfahrer. Die folgende Nacht in der Kabine ist völlig ruhig, und ich schlafe bei kaum merklichen Schaukelbewegungen bis zum Morgen durch. Um neun Uhr legt die Fähre in Sassnitz an, jetzt unter neblig trübem Himmel.

Auf der langen Bahnfahrt von Sassnitz nach Berlin wird mir bewusst, wie wichtig es ist, die vielen kontrastreichen Erlebnisse seit meinem Aufbruch von Berlin vor etwa vierzehn Tagen sich erst einmal setzen zu lassen. Seit nur etwas über einem Jahr habe ich schon vier Mal unter sehr unterschiedlichen Umständen Litauen und jetzt auch noch die russische Exklave Kaliningrad besucht. Nun ist unbedingt eine längere Pause angesagt. Früh genug, vermutlich schon ab dem nächsten Sommer, werden neue Erfahrungen hinzukommen.

Der Strand ist zu dieser Jahreszeit trotz der strahlenden Sonne fast menschenleer. Ich steige bei einem der geschlossenen Strandcafés auf der Dünenspitze die Holztreppe hinunter und laufe auf dem schneeweißen feinen Sand bis zum Ufer der heute sehr ruhigen Ostsee. Von hier aus bin ich all die vergangenen Jahre immer, nach einem kurzen scheuen Blick zum Wachturm an der russischen Grenze wenige Kilometer südlich, in die Gegenrichtung beliebig weit in litauisches Gebiet spazieren gegangen. Nicht nur seinerzeit beim Gang mit den Brasilianern durch den dunklen, weglosen Wald in den späten Neunzigerjahren, auch sonst ist es unerschwellig jedes Mai eine irrationale kleine Angstpartie gewesen, so nah an dieser Grenze vorbeizulaufen. Heute beschließe ich kurzerhand, den Bann zu brechen. Ich blicke wieder zum besagten russischen Wachturm. Dann marschiere ich los, auf dem am Ufer von der Meeresbepflung gehärteten Sandboden, auf ihn zu. Je länger ich laufe und je mehr mir der Wachturm entgegenwächst, desto weniger Menschen bevölkern den Strand, und auch

die Dünenaufgänge werden immer ungepflegter und wilder. Als ich nach einer halben Stunde schon ziemlich nah am Wachturm die Umrisse von im Sandboden steckenden Holzpfählen erkenne, gehe ich an einem in der Nähe des Wassers sitzenden jungen Mann vorbei, der mich neugierig mustert. Wegen seiner militärisch aussehenden Kleidung verunsichert mich seine Gegenwart zunächst, bis ich merke, dass er nur ein ausrangiertes Militärhemd, wahrscheinlich aus der litauischen Armee, trägt und eine Fischerrute neben sich liegen hat. Noch etwas weiter vorn stehen einige Männer in grüner Gummikleidung reglos bis zur Brust im Wasser und angeln in dem an der Grenze anscheinend recht fischreichen Gewässer. Bald zeigt sich, dass die Holzpfähle vor mir wirklich Grenzpfähle sind. Der Turm ist jetzt gerade noch so weit entfernt, dass ich nicht erkennen kann, ob jemand darin Wache hält. Die drei Pfähle sind mit einem am Fuß der Dime beginnenden Stacheldraht verbunden, der erst kurz vor dem Ufer endet. Am mittleren Pfahl ist ein Schild angebracht, auf dem STOP und auf Litauisch STOK steht, außerdem STAATGRENZE auf Deutsch, Litauisch und Russisch. Ich gehe bis zur Absperrung und blicke mich kurz um. Dann betrete ich zuerst mit einem Fuß und danach mit dem anderen in höchstens zehn Zentimetern Entfernung von der Grenze und kaum mehr als eine Sekunde lang russisches Territorium. Wieder sicher zurück auf litauischem Gebiet, inspiziere ich kurz meine Fußabdrücke auf russischem Sand wie eine Trophäe. Dann drehe ich mich um und trete den Rückweg an.

Gehalten am 16. Juli 2012

Im kalifornischen Exil der Schriftstellerfamilie Mann geboren und nach dem Zweiten Weltkrieg nach Europa übersiedelt. Musikstudium in Zürich und am Conservatorio di Santa Cecilia in Rom. Studium der Katholischen Theologie und Psychologie in München und Münster. Mehrjährige Arbeit an einem psychiatrischen Krankenhaus und akademische Laufbahn an deutschen Universitäten mit Gasttätigkeit in Prag. 1985 Veröffentlichung des literarischen Erstlings „Professor Parsifal“, 1992 „Der Infant“, 1994 „Terezka“, das unter der Regie von George Tabori im Akademietheater Wien der Öffentlichkeit präsentiert und in Zürich preisgekrönt wurde, und 1999 „Brasa“, der erste Band einer interkulturellen Romanfolge. Gleichzeitig Aufbau eines internationalen Kultur- und Begegnungszentrums in Paraty/Brasilien. Nach insgesamt sieben Romanen erschien 2008 die Autobiografie „Achterbahn“. Der Roman „Babylon“ liegt nun als Taschenbuch bei Rowohlt vor. Das Multimediaprojekt „Flood“ wurde mit der Musik von Vladimir Tarasov im August 2009 in Vilnius, der Europäischen Kulturhauptstadt 2009, uraufgeführt.